

Erster Reisebericht (30. Januar bis 12. März 2009)

Vorwort (geschrieben im Februar 2013)

Im Hinblick auf die neue Webseite habe ich diesen Bericht mehrmals durchgelesen und mich schliesslich entschlossen, nur ein kurzes Vorwort zuschreiben, die teilweise sehr langen Abschnitte zu unterteilen und Untertitel einzufügen. Was ich 2009 schrieb, stimmte für mich in jener Phase. Heute sehe ich manches klarer.

Nach meiner Rückkehr in die gemässigte Zone war ich im März 2009 entschlossen einen Bericht zu schreiben. In einen warmen Mantel gehüllt wollte ich auf einsamen Spaziergängen den Text für den Bericht vorbereiten, was mir nicht gelang. Es war zu schön, mich im Strom der Erinnerungen treiben zu lassen. In der geheizten Stube schrieb ich dann allerlei. Ich sass lange und schrieb wenig. Es fiel mir schwer. Zu viele Erlebnisse und Eindrücke drängten in den PC und verloren durch die Schreiberei ihren Glanz. Ich mühte mich ab.

Erst der Entschluss, mich für den Preis Schaffhauser für Entwicklungszusammenarbeit zu bewerben, gab meinen Gedanken eine klare Richtung. Ich schaffte es. Drei dichtgedrängte Seiten reichte ich Ende Mai ein. Um das Preisgeld nicht versteuern zu müssen, wurde im November 2009 in der Schnelle der kleine Verein „Bauerndörfer im Kongo“ gegründet.

Lasst uns einen Lastkahn bauen!

Bereits in meiner frühen Kindheit hatte ich viel von Albert Schweitzer reden gehört, wie er in Afrika arme, kranke Kinder heilte. Beeindruckt schmiedete ich seit der Kindergartenzeit ähnliche Pläne, doch die Umsetzung wollte mir nicht gelingen.

Als Vorbereitung für meinen eigenen Einsatz hatte ich viel über gute und nachhaltige Projekte wie Schulen, Spitäler oder Häuser für Strassenkinder gelesen. Obwohl ich vom ausserordentlichen Einsatz der europäischen Helferinnen und Helfer tief beeindruckt war und deren Arbeit auch teilweise finanziell unterstützt habe, stimmten mich die einzelnen Projekte nachdenklich. Ich hatte nämlich *nicht* ein Projekt vor Augen, das laufend auf Mittel von Dritten angewiesen ist, sondern ein sich nach der Aufbauphase selbst tragendes Geschäft, das ein paar Arbeitsplätze schafft und so Afrikanerinnen und Afrikaner die Möglichkeit gibt, vor Ort ihren Lebensunterhalt in georderter Form zu verdienen.

Schliesslich entschloss ich mich, nach meiner Pensionierung im Kongo mit Ansässigen ein Transportunternehmen aufzubauen, um landwirtschaftliche Produkte von den Dörfern in die Stadt zu transportieren. Damit wollte ich gegen den Hunger ankämpfen. Von mir sollte das Geld stammen, alles andere sollte unter der Leitung und in der Kompetenz der Partner vor Ort stehen.

In den Jahren 1998, 2005 und 2006 besuchte ich in Kinshasa (Kongo) die von Heidi Kabangu-Stahel aus Hallau und von Els Kadazi-Gysel aus Wilchingen 1970 gegründeten und seither mit viel Einsatz und grossem Erfolg geführten Schulen „Les Gazel-

les“ und „Lisanga“. Dabei lernte ich den Lehrer Romain Ngoma kennen, der in der Provinz Bandundu aufgewachsen ist, wo seine Verwandtschaft heute noch lebt.

Er war in Sorge um seine Heimatgegend. Wir sprachen über die Massen von importierten Nahrungsmitteln in ein Land, das früher landwirtschaftliche Produkte exportiert hatte. Er schilderte mir, wie sich seine fruchtbare, für die Landwirtschaft gut geeignete Heimatgegend entvölkert, weil seit Ende der 80er-Jahre für den Transport der Produkte nur noch auf dem Kopf zu tragende Körbe oder Schalen und selbstgebaute Flösse zur Verfügung stehen. Seither fehlt jegliche logistische Möglichkeit für eine Vermarktung der Produkte. Die Bauernfamilien produzieren deshalb nur noch für den Eigenbedarf. Sie führen ein von der Umwelt abgeschnittenes, karges Leben oder wandern ab.

Um dem zu begegnen, war Romain Ngoma entschlossen, eine kleine Transportfirma zu gründen. Es fehlte das Geld für den Bau eines Transportschiffs, und es gelang Romain Ngoma nicht, in Kinshasa ein Hilfswerk für seinen Plan zu begeistern.

Gleichzeitig müssen und wollen eine Vielzahl von Hilfswerken in der von mittellosen Zuwanderern bedrängten Hauptstadt Kinshasa Unterstützung leisten, auch Nahrungsmittelimporte organisieren. Das lockt wiederum weitere arme Zuwanderer an. Die Lage der Stadtbevölkerung verschlechtert sich: Die Lebensmittelpreise steigen. Infolge der Krise fehlen zusätzlich vielen Hilfswerken neue Spendengelder, sodass sie sich zurückziehen müssen. Die Not wächst.

Der Verstädterung und der Auswanderung muss versucht werden, Einhalt zu gebieten. Ein realistisches Ziel ist deren Verlangsamung. Nach den Erfahrungen von Romain Ngoma ist dies nur möglich, wenn die Lebensbedingungen und die Eigeninitiative der Landbevölkerung gefördert werden.

Die Ansicht und Erkenntnisse von Romain Ngoma überzeugten mich, und wir beschlossen, eine „Transport-Firma“ zu gründen, ein Lastkahn war unser Ziel. Ich hatte volles Vertrauen. Die schriftliche Projektvereinbarung vom April 2006 versprach pro Fahrt einen satten Gewinn. Es wurde eine rigorose Buchführungspflicht mit Rückstellungen für den Unterhalt vereinbart.

Geplant wurde ein grosser Lastkahn aus Holz mit zwei Dieselmotoren. Er, der Mann vor Ort musste es wissen. Ich, als Frau der kleinen Dinge hätte ich mit einem kleinen Boot angefangen. Meine Befürchtungen und Fragen blieben ungehört. Ungeduldig verwies mich Romain Ngoma auf seine Kenntnisse der lokalen Gegebenheiten und forderte von mir mehr Vertrauen.

Der Lastkahn

Im Sommer und im Herbst 2006 liess Romain Ngoma mit meinem Geld in Kikwit den von ihm gewünschten grossen Lastkahn bauen: 23 m lang, 3 m hoch, 3 m breit, mit einem Fassungsvermögen von angeblich 700 bis 800 Säcken Maniok, Mais oder Erdnüssen.

Im Frühling 2007 gab Romain Ngoma seine sichere Stelle als Lehrer in Kinshasa auf. Er setzt sich seitdem mit zunehmendem Erfolg für den Aufbau seiner Heimatgegend ein, die rund 130 Dörfer umfasst. Schwerpunkt bildet der Transport von landwirtschaftlichen Produkten aus den Dörfern in die Stadt Kikwit.

Seit Dezember 2007 wohnt er mit seiner Frau Christine in Bumba. Ihre Tochter besucht in Kikwit eine Internatsschule. Alle drei beteuern, dass sie das ruhige Landleben dem hektischen Treiben der überbevölkerten und oft schmutzigen Stadt Kinshasa vorziehen würden.

2009 diente der Lastkahn für den Transport der nicht für den Eigenbedarf benötigten Lebensmittel aus den Dörfern bis nach Bumba. Für den Landweg – die Sandpiste von Bumba nach Kikwit – wurde zur Zeit meines Aufenthaltes das Chassis des Lastwagens verstärkt, das heisst sandpisten-tauglich gemacht. Ich konnte diesen Umbau nicht inspizieren. Das Warum-nicht verstand ich nicht. Tatsache war jedoch, dass der Lastkahn noch nicht voll ausgenützt werden konnte.

Gerne hätte ich die Anzahl der 2007 und 2008 gemachten Fahrten erfahren, doch Romain Ngoma hörte meine Fragen nicht. Ich sah auch keine Abrechnungen. Erwähnte ich unsere schriftliche Projektvereinbarung vom April 2006 mit dem satten Gewinn und der rigorosen Buchführungspflicht mit Rückstellungen für den Unterhalt, wechselten Herr und Frau Ngoma von Französisch auf Kikongo.

Dann wurde ich mit ein paar Unbekannten auf den mir doch schon lange dringend gewünschten und für meine Gesundheit so wichtigen Spaziergang geschickt. Nach meiner Rückkehr hiess es, das Thema Buchhaltung sei vorher abschliessend besprochen worden. Das Problem weinen meine schlechten Kenntnisse der französischen Sprache. Überdies brach bald die Nacht herein. Es war höchste Zeit, um noch bei Helligkeit zu essen und sich auf die Nachtruhe vorzubereiten. Ich band meine Taschenlampe mit einer Schnur an eine Lasche meiner Hosen.

Eine saubere Abrechnung bekam ich während meiner Reise 2009 nicht zusehen. Trotz mehreren Versuchen schaffte ich es auch nicht, den Ort zu besuchen, wo der Kahn gebaut worden war. Vertrauen wurde gefordert. Es wurde von Missverständnissen oder fehlender Zeit gesprochen. Ich war angeblich zu langsam, obwohl ich doch soviel auf einem Plastikstuhl sass und wartete. Ich wagte noch nicht, eine eigene Sicht der Dinge zu entwickeln.

Die Situation der ländlichen Bevölkerung

Die Bauernfamilien leben in abgelegenen Dörfern in selbstgebauten Lehm-Bambus-Hütten mit Strohdach. Mit althergebrachten Kurzwerkzeugen betreiben sie Ackerbau für den Eigenbedarf. Sie sind ihre eigenen Meister. Sie haben ein Dach über dem Kopf und können sauberes Quellwasser holen. Die Ernten reichen aus, um jeden Abend eine Pfanne voll Maniok-Maismus essen zu können. Brot, Kuhmilch und Käse gibt es nicht, auch keinen elektrischen Strom. Die Schulen sind schlecht und die Gesundheitsvorsorge in der Stadt ist zu teuer.

Dieser bescheidene Lebensstil trifft besonders die kikongo und französisch sprechende ältere Generation hart. Diese Leute sind gegen das Ende der Kolonialzeit aufgewachsen, hatten die Missions-Schulen besucht und obligatorisch französisch gelernt. Sie erinnern sich an die Zeit, als es noch viel Urwald mit Wild zum Jagen gab. Sie erzählen von einer Buschsorte, von der essbare Raupen in grossen Mengen abgelesen werden konnten. Sie sprachen von einer Baumart, unter der viele grosse, zarte Pilze wuchsen. All das ist verschwunden. Fällequipen aus Kinshasa suchen zurzeit die letzten „grossen Bäume“.

So etwa zwischen 1925 und 1989 wurden mehrere lokale Palmölfabriken betrieben. Sie hatten Arbeit gebracht und während ihren guten Phasen Schulen, Krankenstationen und eine rudimentäre Infrastruktur finanziert. Nach der Unabhängigkeitserklärung von 1960 sank die Palmölproduktion langsam und nach der Revolution von 1989 brach das, was noch funktionierte, zusammen. Viele Menschen – hauptsächlich die Männer – suchten ihr Glück in den Städten oder auf einem andern Kontinent.

Die Jugendlichen verlassen heute die „Schulen“ im Alter von 13, 14 Jahren in der Hoffnung, in Angola einen grossen Diamanten zu finden. Die Hälfte dieser Jugendlichen kehrt nicht mehr zurück, sie erliegen den Strapazen.

Meine Erfahrungen

Auf meiner Reise zu den einzelnen Dörfern haben mich Romain Ngoma, der vor Ort gut bekannt ist, und seine Frau begleitet. Zu meiner Sicherheit reiste auch der von ihnen aufgebaute Beraterkreis mit. Dies waren vier ortsansässigen Bauern im Alter von 30 bis 35 Jahren. Wir besuchten mehr als 30 dieser abgelegenen Dörfer. Die Bevölkerung freute sich und lokalen Frauengruppen empfingen uns herzlich. Häufig begrüßte uns auch der Dorfälteste.

Ich traf Menschen, die in den Dörfern bleiben wollen. Väter und Mütter, die gewillt sind, auf dem fruchtbaren Boden ihrer Vorfahren für ihre Kinder eine Zukunft aufzubauen. Der Lastkahn und der Lastwagen unterstützen diese Eltern, besonders da sie nun das für ihre Kinder erforderliche Schulgeld in Naturalien bezahlen können. Ein guter, viel versprechender Anfang! Die Menschen wollen produzieren und ihren Lebensunterhalt verdienen. Auf meine Feststellung hin, der Lastkahn werde nicht bis zur vollen Kapazität genutzt, es würden zu wenig Produkte zu den Anlegestellen gebracht, erklärten mir die Frauen, mehr sei ihnen nicht möglich. Das tägliche Stampfen von Maniok und Mais für den abendlichen Brei und das Tragen aller Lasten auf dem Kopf würden ihre Kräfte erschöpfen.

Mit Romain Ngoma als Übersetzer und Interpret führten wir lange Diskussionen. Das Resultat war immer wieder die ernüchternde gleiche Feststellung: Das Geld fehlte. Geld fehlte für das nötigste. Für den Kauf von Jutesäcken und Schubkarren oder Fahrrädern steht ihnen nichts zur Verfügung. An den Kauf von Maniok- und Maismühlen ist gar nicht zu denken. Zunächst braucht das Dorf die Möglichkeit zum Fussballspielen, damit die Abwanderung der Jugendlichen gebremst werden kann.

Was tun? Wir suchten gemeinsam Lösungswege. Diese sahen immer sehr ähnlich aus: Gemäss der Übersetzung und Interpretation von Romain Ngome werden von meiner Seite weitere Mittel benötigt, für Fussbälle je 30 US-Dollar, für Jutesäcke (50 Säcke à 40 US-Dollar), für Fahrräder je 100 US-Dollar, für Schubkarren je 180 US-Dollar und für Maniok- / Maismühlen je 2'700 US-Dollar. Alle diese Gegenstände müssen vor Ort gekauft werden, da deren Import und Transport sehr teuer, aufwendig und schwierig sind. Die von mir geschickten Mittel sollen durch die Hände von Romain Ngoma gehen, da er am besten wisse, wer was brauche.

Gemäss seinen Interpretationen sehen sich die Dorfgemeinschaften in der Lage, die gemeinsame Nutzung der Fahrräder, Schubkarren und Mühlen zu organisieren und für einen sorgfältigen Unterhalt zu sorgen. Der Mechaniker des Lastkahns soll die Wartung überwachen oder übernehmen, indem er beispielsweise die Lager der Karren schmiert und die Mühlen regelmässig „besucht“. Im Bedarfsfall wird er in Kikwit entsprechend weitergebildet, was zwar wiederum etwas kostet, sich aber langfristig auszahlt. Jede einzelne Bäuerin produziert so viel wie möglich für den Verkauf, um eigenes Geld zu verdienen. Dadurch kann der Lastkahn zügiger beladen werden und rentieren.

Im Weiteren wird eine im Kongo neu gezüchtete, bessere Manioksorte benötigt, die zu höheren Erträgen führt und weniger anfällig für die weit verbreitete Knollenfäulnis „Mosaik“ ist. Es braucht Zwiebelsamen für einen Anbauversuch, denn diese sollen gut gedeihen und viel einbringen. Auch müssen mehr Fruchtbäume gepflanzt werden, um den der Speisezettel der Bevölkerung zu ergänzen.

Einig waren sich gemäss Interpret alle, dass mit dem ersten Geld, das nicht für das Allernotwendigste gebraucht wird, Fussbälle für die Dorfjugend gekauft werden müssen. Was ist ein Dorf ohne eine glückliche Jugend?

Ich staunte über den Einsatz und den Kampf dieser Menschen für ihr Maniokmus am Abend. Ihre Hoffnung auf meine weitere Unterstützung war gross. Ihre Augen strahlten. Ihre Zähne schienen noch etwas weisser zu glänzen als sonst. Ich musste diese Bevölkerung klar und freundlich mit meinen sehr beschränkten Möglichkeiten als Einzelperson konfrontieren. Es fiel mir schwer zu sehen, wie das Strahlen in ihren Augen erlosch, und zu erleben, wie die Gruppe kleiner wurde. Ich versprach, in der Schweiz nach zusätzlichen Mitteln zu suchen. Deshalb erlaube ich mir, an diesen Projektbescrieb einen Einzahlungsschein zu heften. Ihr Geld kommt vollumfänglich dem Verein Bauerndörfern im Kongo zugute. Vielen Dank für Ihr Interesse, Ihre Zeit und Ihre Spende.

Maja Brenner